

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Silvester und Neujahr in Lerici
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SILVESTER UND NEUJAHR IN LERICI

Jean-Claude, der gebürtige Walliser, hatte genug vom Nebel des schweizerischen Mittellandes, wo er seit einiger Zeit in einer Uhrenfabrik arbeitete; genug auch von der ameisenhaften Geschäftigkeit der Vorweihnachtstage. Sein italienischer Freund Giancarlo Sesta, seines Zeichens Maler und ursprünglich Kapitän auf einem Petrol-dampfer, hatte ihm wieder und wieder von der Schönheit und von den Freunden und Originalen seines Heimatortes Lerici an der ligurischen Küste erzählt, und so benutzte der Westschweizer gerne die Gelegenheit, während der nahen Winterferien einige Tage an den goldenen Gürteln des Mittelmeers zu verbringen, um dann über Domodossola in den ersten Neujahrstagen zu seiner alten Mutter und zu seiner schönen Freundin im Rhonetal zurückzukehren.

Als er in Genua dem Gotthardzug entstieg, folgten kalte Windsbräute mit eisigen Besen Hafen und Quai, aber wie er wenig später im Schnellzug nach Rom die ersten Buchten und Inseln grüsste, und sein Gegenüber, der freundliche Priester, hinter Zoagli die Fenster aufriss, strömte ein warmer Frühlingswind — wie ihm schien ein Duft von Mimosen und Rosen — durch das Abteil ein. Jean-Claude hatte einmal gelesen, dass Napoleon den Duft Korsikas, der weit über die Felsenriffe nach Norden vordringt, mit verbundenen Augen hätte erkennen können, und nun erlebte er beglückt: die Mittelmeerküste duftete auch. Westwärts überraschte ihn ein Himmel von einer überirdischen Bläue und Sanftheit, doch als er La Spezia im Rücken gelassen und an seinem Bestimmungsort der rüttelnden Corriera entstieg, empfing ihn auf einmal ein seltsames Gefühl der Bedrückung. Denn war diese Reise — sagte er sich im stillen — nicht bei allem Sonnenhunger und

bei aller Entdeckerfreude, doch nicht auch ein klein wenig eine Flucht gewesen? Zu seinen Häupten auf der Felsenklippe musste das Gasthaus liegen, das ihm der Freund genannt hatte, und unmittelbar über der Mole mit den vielen umgekippten farbigen Booten baute sich der gewaltige Schattenriss des Schlosses auf, in dem die Madi — die sogenannte Meerhexe — residierte, von der ihm sein Freund so viel erzählt hatte.

Rasch hatte er sich zurechtgefunden, sich im Hotel vorgestellt und ein Zimmer zurückbehalten, das Hafen und Stadt beherrschte. Dann war er erneut zur Bucht hinabgestiegen und hatte dort einen alten Seebär um den Weg zum Schloss gefragt. Der Matrose hatte — wie es Brauch — die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, auf dem Kopf trug er eine Pelzmütze, die nicht weniger ausgedient als er selbst war. Bevor er antwortete, begann er viermal zu schlucken, um dann gelassen sein Seemannsgarn abzuhaspeln...

«Als wir noch auf den Segelschiffen von Genua nach Australien fuhren — das war eine andere Zeit», erklärte er und musterte Jean-Claude gestrengen Blickes, als ob er prüfen wolle, ob dieser ihn auch wirklich verstehe. «Das Leben von Galeerensträflingen oder zu Höllenstrafen Verdammten, sag' ich Ihnen, junger Mann... Einmal fuhr ich auf einem holländischen Frachter, aber der Headmaster, das war der Teufel in Menschengestalt, mich überläuft noch heute die Hühnerhaut, wenn ich daran zurückdenke. Der Schiffszwieback war schimmelig. Schlechte Behandlung, schlechtes Essen, schlechter Wein. Nachts wurden wir wie wilde Tiere in einen Eisenkäfig gesperrt, weil sich das Ungeheuer vor unserer Rache fürchtete... Man würde es nicht ertragen haben, wenn man nicht an Gott glaubte... Sie glauben doch an ihn!...»

Und seine Rede, die am Anfang verbittert und verächtlich geklungen, hatte auf einmal einen fast überirdischen Glanz und ein jugendliches Feuer angenommen.

«Die Madi suchen Sie?» fragte er dann unvermittelt und hielt die Hand an das rechte Ohr, als ob er nicht ganz verstanden habe. «Gut so! Die wird Ihnen viel erzählen können...»

Der Weg führte Jean-Claude an Höfen vorüber, die von hohen Häuserfronten mit farbiger Wäsche und stromernden Katzen umschlossen waren, aus den offenen Butiken drang der Laut der Gewerbe an sein Ohr. Auf halber Höhe mündete der Pfad unter einem Stadtteil, der nach der Art einer

marokkanischen Kasbah, aus weissen Steinwürfeln, Arkaden und hohen Torbogen erbaut war. Ueber dem Burgfried weitete sich der Blick, weit, weit hinaus auf die ligurische Küste in das Reich der legendären «Fünf Dörfer», die heute noch so wie vor dreihundert Jahren, auf Felsklippen und einsamen Buchten ihr geruhssames Leben fern der modernen Technik leben.

In diesem Augenblick ruderte eine Fledermaus mit unruhigen Flügelstössen durch den Abend, und höher schrieb ein Flugzeug mit seiner Rauchschrift ein 1958 in den Himmel. Das alles schien ihm ein gutes Omen zu sein.

«Karunda! Nachtwandlerin: Komm in dein Haus, es wird Abend!» hörte Jean-Claude über seinem Kopf eine weibliche Stimme rufen.

Als Jean-Claude auf der Höhe des Schlosses angelangt war, kam ihm die Madi entgegen und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten, ihm beide Hände entgegenstreckend. Sie führte den Besucher in ihr Zimmer, von dem aus man den Strand von S. Terenzo überblickte und weiter die verblauende Landzunge von Portovenere und der Inseln Palmaria, Tina und Tinetta. Hoch im Blauen, in der Richtung gegen Sardinien hin, brannte hell der Abendstern.

«Sie kommen in einem guten Augenblick, zurzeit, da ich mich an meiner Minestra, an meiner Armensuppe, gütlich tun werde. Wollen Sie nicht mithalten? Arme teilen das Wenige, das sie besitzen.»

Und während sie dem fremden Gast einen Teller Suppe auf eines der Kissen stellte — denn es gab nicht einen einzigen Tisch im Raum —, betrachtete er die seeblauen Augen der «Meerhexe», die eher die Augen einer Baltin als die einer Italienerin sein mochten. Der grosse Raum war durch Bambus- und Schilfvorhänge in zwei ungefähr gleiche Teile gegliedert, die wiederum durch Muscheln, durch Seesterne und Glasperlen von ausgesuchter Schönheit weiter unterteilt wurden . . . , alles in der Art, als ob man in einen Kindergarten getreten sei. Ohne den Besucher um seine Meinung zu fragen, schleppte sie vor seinen erstaunten Augen Berge von Alben, von Zeitungsausschnitten, von Tagebüchern und Briefen herbei, in die ihre Freunde und Gäste ihre Eindrücke, Erinnerungen und Meinungen über das Schloss und seine Herrin eingetragen hatten, doch unverhofft meinte sie — im Ton eines Sehers, der einem Blinden von den Farben berichtet: «Hier ist uralter Boden, der eine Teil des Baus ist von den Pisanern, der andere von

den Genuesen errichtet worden. Gibellinen und Florentiner haben um das Schloss gekämpft, es besessen und wieder verloren . . . Aber für mich ist es die Heimat, und ich hoffe nur, dass sich der Traum meines Lebens noch erfülle, es mit Hilfe des Staates in ein eigentliches Künstlerheim und Kulturzentrum zu verwandeln . . . »

Jean-Claude bot ihr eine Zigarette an, fand aber kein Feuer. Da mass sie ihn auf einmal mit ihren durchdringenden Augen vom Scheitel bis zur Sohle: «Sie sind ein Dichter. Dichter haben nie Streichhölzer.»

«Ein Uhrmacher, der auch Gedichte schreibt.»

«Sehen Sie!»

Indessen war es im Innern schon ziemlich dunkel geworden, aber der Himmel war noch immer hell, von strahlendem zartestem Blau. Und die Madi erzählte dem Fremden von den Menschen, die hier eingekehrt waren, von Seeleuten, von Schriftstellern, von Bildhauern, von Philosophen, von Wandervögeln, von fahrenden Handwerksburschen. Und sie zeigte ihm einen Brief, der sie vom fernen Tahiti aus erreicht hatte, auf der nur die zwei Worte «Madi-Italia» zu lesen waren.

«Jetzt sollten Sie noch unseren Freund Francesco, den dichtenden Bäcker, den backenden Dichter besuchen. Jedes Kind weiss, wo er wohnt. Also bis morgen.»

*

Francesco T. bewohnte eine schmale lichtlose Gasse, und Jean-Claude traf ihn im Vorraum der Backstube zwischen langen Zahlenrollen.

«Wir haben Sie erwartet», sagte der Bäcker, dessen bleiches ebenmässiges Gesicht ein dunkler Bart umkränzte. «Meine Frau und mein Sohn werden sich freuen.»

Sofort fühlte sich der Besucher aus dem Norden zu Hause in diesem kleinen Geviert, in dieser von Mehlstaub gesättigten Luft, die einem heiter und trunken machte, wie ein schwerer Wein. Er schloss Freundschaft mit den beiden Katzen Rimbaud und Verlaine, und dann angelte der Meister zum Beweis seiner besonderen Geneigtheit tief aus den Gelassen der Tischschublade seine Gedichte in den Wachstuchheften, die schön waren und eine eigene Weise erkennen liessen. Aber Francesco wollte nun auch einige Verse seines Gastes hören, und auch er fand sie schön, obwohl ihm der Sinn der Worte verborgen und dunkel war, ein Buch mit sieben Siegeln. Man kam überein, das Abendessen «in der Familie» einzunehmen, und — wie sich der Gastgeber ausdrückte — «mit dem Bescheidenen»



Neujahr in den Bergen Foto R. Spycher

vorlieb zu nehmen. Doch dieser Silvester ist einer der schönsten geworden, die Jean-Claude jemals erlebt hatte — und ein würdiges Denkmal italienischer Gastfreundschaft.

Am Neujahrsmorgen ergingen sich die neuen Freunde am Rande des Ortes, im Rücken von Stadt und Hafen, ganz eingesponnen in den Frieden eines alten Oelbaumhaines. Es war ein Jahresanfang, wie Jean-Claude sich ihn seit je gewünscht hatte, seitdem er selbständig denken und fühlen konnte. Auf dem Rückweg auf die Piazza entdeckten sie die Papierfetzen eines zerrissenen Briefes. Wenig später, als sie die wenig belebte Strasse überqueren wollten, begegnete ihnen ein Liebespaar. Die Frau sah ihren Begleiter aus unergründlichen Augen an, und im Vorübergehen erfasste Jean-Claude die Worte — und sie liessen sich wie Tauben in seinem Herzen nieder, als ob sie an ihn gerichtet wären: «Du wirst nie glücklich sein ohne mich: es gibt solche, die sind geschaffen, um behalten zu werden.»

Jetzt wusste er, was er zu tun hatte. Er würde am nächsten Morgen zurückkehren und um Paulette werben, und so hatte auch für ihn dieser Neujahrsmorgen einen tiefen Sinn erhalten, der weit über jene zufällige Begegnung hinausstrahlte. Er würde noch zwei, drei Jahre in der Fabrik der Uhrmacherstadt arbeiten und dann in die heimatischen Berge zurückkehren, um die Erde und die verwilderten Felder neu zu bestellen, wie vor ihm sein Vater, wie der Vater seines Vaters schon getan.

Friedrich Schnack

KLEINE LIEBE ZU ROTEN FRÜCHTEN

Der Heckenrosenbusch an meinem Gartenzaun wiederholt in der Farbe seiner Früchte die Lebensröte des vergangenen Sommers. Seine kleinen Krüge und Flaschen bewahren das Gedächtnis an Blut und Glut des abgelebten Lebens.

Die Hagebutten überdauern an ihren Zweigen den Winter. Je schärfer sie der Frost durchfriert, um so dunkler tönt sich ihre Scharlachfarbe. Das alte Volk glaubte, dornige und stachelige Pflanzen um Haus und Hof als Hecke gezogen, wehrten bösem Zauber: deshalb wurde die Heckenrose mit Vorliebe als Hag angepflanzt. Man fühlte sich dahinter geborgen. Dichte und Festigkeit der Hecke sicherten den Hausbewohnern und ihren Tieren einen tiefen und süssen Schlaf. Im «Schlafdorn» des Märchens klingt dieser Glaube nach.

Meinen Heckenrosenbusch wird wohl ein abergläubischer Vogel angesät haben, der eine verschleppte Hagenbutte oder einen verschluckten Kern am Zaun fallen liess, denn ich pflanzte den Busch nicht. Was nützte auch die Magie der Heckenrose, und hätte ich auch einen Dornenwall um meinen Garten gewoben! Ich wäre dennoch nicht geborgen, und mein Schlaf würde darum kaum besser werden.

Aber ich liebe die roten Früchte. Sie enthalten den eingedeckten Zaubersaft der Erinnerung, eine Tinktur aus unschuldiger Zeit: bei ihrem Anblick kommt mir die vergangene Kindheit in den Sinn, als Mutter noch lebte. Damals gingen wir Kinder mit ihr in jedem Herbst zu den Feldrainen und Abhängen, wo die Dickichte der Schlehen und Heckenrosenbüsche den Schlummer der Feldeinsamkeit behüteten, und wir pflückten die Hagebutten, liessen uns die Finger zerstechen und die Hände zerkratzen und trugen am Abend eine reiche Ernte nach Hause.

Die Verarbeitung der Früchte war eine wenig angenehme Beschäftigung, weil die feinen Härchen der Kernanlage auf der Haut juckten, aber unser Lohn war das gesüsste Mark im Winter, ein wohlschmeckender, vitaminreicher Brotaufstrich, am besten auf einem Unterstrich von Butter. Auch die durch Wein und Zucker verfeinerte «Hiefenmarksauc» zu einer Nachspise an Festtagen und der so sehr geschätzte «Hiefenmarkbelag» unter Zuckerguss auf Weihnachtsbäckereien sind mit der Erinnerung an jene Kindertage verschmolzen und mit dem holden Reich der Mutter, auf deren Hügel der Schlafbusch der Heckenrose die Schlummernde behütet, während die Früchte im Winter des Lebens als Urnen des Gedenkens in der Farbe der Liebe leuchten.